

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 151.

Freitag, 2. Juli.

1915.

Um die Beute.

(Nachdruck verboten.)

(28. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Reinhold Ortmann.

„Ich habe ein Städtelerikon und die Karte genau durchstudiert“, sagte er. „Ich habe dabei gefunden, daß es darin nur einen einzigen Ort gibt, der die betreffenden Buchstaben enthält. Es ist das Städtchen Liebenfelde, das glücklicherweise nur ein paar Meilen von hier entfernt ist. Ich werde also nicht gar zu viel kostbare Zeit verlieren, wenn ich dahin fahre, um an Ort und Stelle nach dem Adressaten des geheimnisvollen Briefes zu forschen. Noch in dieser Stunde gedenke ich abzureisen, und sobald ich etwas ermittelt habe, das für unseren Zweck von Bedeutung ist, werde ich Ihnen telegraphische Nachricht geben.“

„Ich bitte Sie darum, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß Ihre Bemühungen von Erfolg sein möchten. Aber Sie dürfen mir natürlich nicht hierher in unsere Wohnung telegraphieren. Meine Mutter braucht nichts zu wissen. Richten Sie die Depesche also unter den Anfangsbuchstaben meines Namens postlagernd an das Haupttelegraphenamt. Ich werde morgen nachmittag dort Nachfrage halten.“

Er versprach, sich nach ihrem Wunsche zu richten, und schon nach einer Viertelstunde war er auf dem Wege nach dem Bahnhofe.

Als Hanna am nächsten Mittag auf dem Telegraphenamt erschien, um sich nach einer unter der Chiffre S. W. eingelaufenen postlagernden Depesche zu erkundigen, reichte ihr der Beamte ein, wie er sagte, schon vor zwei Stunden eingegangenes Telegramm.

Mit bebenden Fingern löste Hanna den Verschluss und las: „Spur gefunden. Kommen Sie sofort hierher, habe Ihnen wichtige Mitteilungen zu machen. Hartmann.“

Hanna wäre am liebsten gefahren, ohne zuvor noch einmal nach Hause zurückzukehren. Aber sie war fast ohne Mittel, und da sie jedenfalls nicht mehr an demselben Tage hätte zurückfahren können, mußte sie sich doch auch mit etwas Wäsche versehen. Sie fuhr also in die elterliche Wohnung zurück, wo noch immer keine Nachricht von ihrem Vater eingetroffen war, erkam unterwegs irgendein Märchen von der Erkrankung einer Freundin, die sie notwendig besuchen müsse, und bestieg in einem Zustande stehender Erwartung den Abendzug, der sie nach Liebenfelde bringen sollte.

Neunzehntes Kapitel.

„Der Herr Doktor möchten doch sogleich zum Gemeindevorsteher Liebenow nach Hausdorf kommen. Der Mann ist von einem Pferde geschlagen worden und schwer verletzt. Seine Beute fürchten, daß es mit ihm zu Ende geht.“

Es war gegen zehn Uhr abends, als die Haushalterin mit dieser Meldung in das Arbeitszimmer Rutherford trat. Er war sofort bereit, seine ärztliche Pflicht zu erfüllen.

„Man hat doch einen Wagen mitgeschickt?“ fragte er. „Aber die Haushalterin verneinte. „Der Junge, der

die Botschaft brachte, sagte, er sei mit der gerade abgehenden Post von Hausdorf hierher gefahren, weil das Anspannen viel Zeit erfordert hätte.“

„Das war sehr töricht, denn nun werden wir dieselbe Zeit hier verlieren. Gehen Sie also, bitte, zum Fuhrhalter Karstens und sagen Sie ihm, er solle mir so schnell wie möglich die Kalesche schicken. Inzwischen packe ich mir die Instrumente und das Verbandzeug zusammen.“

Es mochten kaum mehr als zwanzig Minuten seit dem Eintreffen der Meldung vergangen sein, als Doktor Rutherford die mit zwei Pferden bespannte Kalesche bestieg und in der Richtung nach Hausdorf abfuhr.

Es war ein dunkler, mondloser Abend, und trotz der verhältnismäßig frühen Stunde herrschte in den schlecht beleuchteten Straßen des Städtchens bereits tiefe Stille. Ein Nachtwächter ging bald nach der Abfahrt des Wagens an dem Hause des Doktors vorbei. Dann ragte sich lange Zeit nichts mehr in der Umgebung des kleinen, unansehnlichen Gebäudes.

Als aber die Uhr auf dem Turme der nahen Kirche zum Schläge der elften Stunde ausschlug, löste sich aus dem Dunkel eines dem Hause gegenüberliegenden Treppwegs eine Männergestalt, die lautlos über den Fahrdamm huschte.

Paul Grevenberg hatte auf seinem sicheren Beobachtungsposten ausgeharrt, bis sich das letzte erleuchtete Fenster — das Fenster eines Giebelzimmers — verfinstert hatte und bis er annehmen konnte, daß alle Bewohner des Hauses im Schlummer lagen.

Nun verschwand er in dem Gange, der zwischen den beiden Gärten dahinführte, und schlang sich ohne sonderliche Mühe über das niedere hölzerne Gitter zu seiner Rechten. Als er vor einigen Tagen die Gelegenheit ausprobierte, hatte er die Fenster im Erdgeschoß aufmerksam genug gezählt, um zu wissen, welches von ihnen das des Wartezimmers war. Noch eine Minute lang blieb er wie in einer Anwandlung von Furcht oder wie in einem der letzten inneren Kämpfe unter denselben stehen, dann begann er an den Ratten des Spaliers in die Höhe zu klettern, um die Brüstung zu gewinnen. Seine Glieder waren ungelenk, und seine Muskeln schwach geworden während der langen Gefangenschaft. Was für einen Menschen von normalen Kräften ein leichtes gewesen wäre, bereitete ihm ziemlich Anstrengung, und seine Brust leuchtete, als es ihm endlich gelungen war, sich mit dem ganzen Gewicht seines Körpers auf das breitausladende Gesims des Fensters hinaufzuziehen.

Aber das Schwerere stand ihm noch bevor. Er mußte eine der Scheiben mit der mitgebrachten Schmirgelleiste bestreichen und sie vorsichtig eindringen, um dann von innen den Fensterriegel öffnen zu können. Trotz aller Behutsamkeit ging es dabei nicht ohne ein leises Klirren ab, und als er den Arm durch die entstandene Öffnung schob, riß ihm ein vorstehender Glassplitter die Haut. Er spürte den Schmerz kaum, aber er fühlte,

Wie ihm Blutstropfen über die Hand rieselten. Doch er dachte nicht einmal daran, sie abzuwischen. Seine Zeit war ja knapp bemessen. In wenig mehr als einer Stunde konnte der Doktor zurück sein, denn er hatte seine Veranlassung, sich in Hausdorf aufzuhalten, nachdem er erfahren haben würde, daß er durch eine falsche Meldung genarrt worden sei. In einer Stunde also mußte er seinen Schatz gehoben und in Sicherheit gebracht haben, oder alles war verloren.

Es dünkte ihn nicht zu schwer. Er hatte ja Zeit genug gehabt, alles reiflich zu überlegen und seine Vorbereitungen zu treffen. Er hatte sowohl die unentbehrliche kleine Blendlaterne mitgebracht als die Sperrhaken zum Öffnen verschlossener Türen und eine kleine feine Stahlsäge, der nach der Versicherung des Verkäufers auch das härteste Metall nicht widerstehen konnte.

Behutsam tastete er sich durch das dunkle Wartezimmer und atmete erleichtert auf, als ein Druck auf die Klinke ihn überzeugte, daß die Verbindungstür nicht verschlossen war.

Nun stand er der treuen Güterin seines Reichthums gegenüber. Er hatte von vornherein nicht daran gedacht, die Base zu stehlen. Sie war viel zu schwer für seine Kraft und viel zu groß, als daß er sie unauffällig hätte fortzuschaffen können. Da es aber eines stundenlangen Zeitaufwandes, einer ungewöhnlichen Geschicklichkeit und wahrscheinlich auch besonders konstruierter Instrumente bedurfte hätte, um die durch den engen Basenhals geschobenen Papierröllchen auf demselben Wege wieder herauszubefördern, so blieb ihm nichts anderes übrig als eine teilweise Zerstörung des Kunstwerkes.

Mit Anstrengung hob er das schwere Stück von dem Postament herab und legte es auf den Teppich. Er war zu dem Schluß gekommen, daß es das zweckmäßigste sein würde, den Fuß der Base abzusägen, und ohne Zögern ging er ans Werk.

Aber die Arbeit vollzog sich bei weitem nicht so rasch, wie er vorausgesehen hatte, und das Knirschen der Säge versetzte ihn überdies in tödliche Angst vor einer Entdeckung. Der Schweiß rann ihm in großen Tropfen von der Stirn, und das Herz klopfte ihm zum Zerplatzen. Aber er hielt trotzdem seine Sekunde in seiner Tätigkeit inne, und endlich war der entstandene Einschnitt tief genug, daß er versuchen konnte, ihn durch ein paar energische Schläge mit dem Meißel, den er ebenfalls mitgebracht hatte, rascher zu erweitern. Das konnte allerdings nicht ohne Geräusch abgehen. Aber es war unvermeidlich, und die Erkenntnis, daß ihm vielleicht nur noch ein kurzer Zeitraum gelassen sei, erfüllte ihn mit dem Mute der Verzweiflung. Er schlug zu und versuchte dann unter Anwendung seiner ganzen Körperkraft, den halb gelösten Fuß der Base so weit zurückzubiegen, daß er mit der Hand in das bauchige Innere dringen konnte. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es ihm in der That. Er fühlte ein paar der fest zusammengedrehten Papierrollen zwischen seinen Fingern.

Freilich, alles würde er nicht retten können, darauf hatte er sich von vornherein gefaßt gemacht, denn von den vierzehn Rollen, deren jede aus zehn Lamsfordmarscheinen bestand, hatte er nur zwölf durch die obere Öffnung in die Base hinabgezogen. Die beiden anderen hatte er durch das Astloch in den Hohlraum des Postaments geschoben, und an ihre Rettung war bei der Kürze der Zeit und der Schwierigkeit der erforderlichen Manipulationen selbstverständlich nicht zu denken.

Aber was bedeutete ihm den Verlust von zwanzigtausend Mark, wenn er das Sechsfache in Sicherheit brachte!

Die Summe war vollständig vorhanden. Da niemand das Geheimnis der Base erraten hatte, fehlte keines der kostbaren Röllchen. Paul Grevenberg hielt sich nicht damit auf, sie zu entsperren. So wie sie waren, schob er sie in die Tasche seines Reinkleides, und dann, als alles geborgen war, richtete er sich aus seiner

knieenden Stellung auf, um wie zu einer stummen Dankagung die Arme gegen die Zimmerdecke emporzuheben.

Nun war er also doch nicht um den Preis seines Opfers betrogen. Wenn ihm auch das Glück der Liebe versagt blieb, das Glück des Reichthums wenigstens konnte er für den Rest seines Daseins in vollen Zügen genießen, denn er zweifelte nicht mehr daran, daß Doktor Rutherford ihm über seinen Gesundheitszustand die Wahrheit gesagt hatte. Die Aufregungen der letzten Tage mußten einen verhängnisvollen Fortschritt in dem Leiden bewirkt haben, dessen erste Anzeichen er schon während seiner Gefangenschaft wahrgenommen hatte.

Er hatte sich nie so hilflos gefühlt wie gerade heute. Auf seiner Brust lag es wie eine schwere Last, die ihm zeitweilig fast das Atmen unmöglich machte, und manchmal war es ihm, als ob sein Herz aufhören wolle zu schlagen.

Aber der Doktor hatte ihm ja auch gesagt, daß er es bei ruhiger Lebensweise noch auf eine Anzahl von Jahren bringen könnte. In der milden Luft Italiens oder eines anderen südlichen Himmelsstriches ließ sich das Äußerste gewiß noch lange hinauschieben, zumal wenn er sich mit Hilfe seines Reichthums, der ihm in der ersten überschwenglichen Besitzfreude schier unermesslich dünkte, alle jene Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten verschaffen konnte, die danach angetan sind, das Leben eines Menschen zu verlängern, weil sie es verschöner.

(Fortsetzung folgt.)



Ich träume nicht von alter Zeiten Glück,
Ich breche durch und schaue nicht zurück!
Wirkh. v. Butten.

Flug der Flugzeugführer Sielaff und Beobachter Barth am 21. Novbr. 1914.

I.

Es war wenige Tage vor der Schlacht bei Lodz, als die russische Offensive zum Stehen gebracht wurde. Noch versuchte der Feind, über die Warthelinie vorzustoßen, um einen schwachen Punkt zu entdecken. Dem letzten Aufklärungsflug unserer Abtheilung, die noch auf deutschem Boden dicht an der Grenze lag, waren mehrere Tage mit leichtem Schneefall gefolgt; eine Wolkendecke von nur hundert Meter verbot jeden Flug überm Feind.

Endlich stieg das Barometer und versprach besseres Wetter, so daß abends neue Befehle und Auskunft über die Lage vom Stab der Division Wangel, der wir zugeteilt waren, abgeholt wurden, um morgens möglichst früh starten zu können.

Am Morgen hatte der Wind gedreht, durch einzelne Löcher in den Wolken war blauer Himmel zu sehen, so daß Benzflur, Öl und gewärmtes Wasser nachgefüllt wurden, um unseren Eindecker flugbereit zu machen.

Gegen 10 Uhr, wegen der Kälte warm eingeküllt, flogen wir ab, schraubten uns auf 1000 Meter hoch, und nun nach Osten, Steuerstrich 90°. Niemand wird besser und schneller als vom Flugzeug aus den Unterschied zwischen deutschen und russischen Verhältnissen kennen lernen. Welche wohlthuende Übereinstimmung in Deutschland mit der Karte, welche Sauberkeit in der Landschaft, kein Fleckchen Erde erscheint unbenutzt. Da kommt die Prosna, der Grenzfluß, da die erste polnische Stadt. Aus dieser ziehen sich wie aus der Mitte etwas Spinnwebens die Straßen heraus, eine so breit von oben aussehend wie die andere, egal, ob Feldweg oder gepflasterte Straße, durch diese Gleichförmigkeit die Orientierung erschwern. Jeder Ort zeigt ein ähnliches Bild; man muß Kompaß und Transporteur zu Hilfe nehmen, um die Flugrichtung etwas zu kontrollieren.

Auf der Etappenkarte unter uns ziehen langsam Proviant- und Munitionskolonnen, kurz vor Ruffec wird die letzte deutsche Abtheilung sichtbar.

Unser Auftrag lautete, die auf den Straßen Szegerec - Ausgandowice - Belchatow - Burzet - Szegerec - Belchatow

Wadlew-Dast-Widawa befindlichen Truppen und deren Stärke festzustellen und in Widawa die Meldung abzugeben.

In 1500 Meter Höhe kreuzten wir Szezerow und zeichneten die Schützengräben und Feldbefestigungen in die Karte ein, die sich zwischen der Widawa und den östlich davon gelegenen großen Sümpfen südlich und nördlich dieser Stadt befinden. Wir flogen dann weiter südöstlich bis Łuszanowice und noch Belchatow. Zu beiden Seiten der Straße Belchatow-Liph, insbesondere im nördlich angrenzenden Waldbahnschnitt um Höhe 225 stellten wir ebenfalls starke Feldbefestigungen fest. Die Straße Belchatow-Szezerow war von Truppen frei. Bei Dubicz nördlich des Straßenübergangs über die Pissa erhielten wir von feindlicher Artillerie Feuer. Auf der Straße Szezerow-Sabli zogen mehrere Wagenkolonnen, von Kavallerie begleitet, nördlich. Die Straße Wuzak-Belchatow war frei, ebenso die von da nach Petrikau führende Straße, so weit von Belchatow zu sehen war. Bei Wadlew wurden lange Wagenkolonnen auf der Straße von Petrikau in der Abfahrt gesehen; die mit Zeitangabe eingezeichnet wurden. Wir stellten fest, daß in den Ortschaften nordwestlich Wadlew mehrere hundert Wagen aufgeföhren waren. Auf der Straße nach Łast herrschte reger Verkehr. Die Dörfer vor uns am Horizont — etwa 25 Kilometer entfernt — brannten, und lange Rauchsäulen wälzten sich über die flache Gegend. Das schön sich fahende Ausflügen des Geschützfeuers in der Ferne meldete uns die vor uns tobende Schlacht, und wir empfanden einen eigentümlichen Reiz, in wenigen Minuten über der Kampflinie zu sein. Zum Nachdenken ist oben wenig Zeit, jeder Augenblick verlangt zweckgemäße Handlung. Ein Bild drängt das andere, und das Gesehene muß sofort verwertet werden, damit die Meldung nützlich wird.

Neben der Orientierung in die Ferne fällt dem Flugzeugbeobachter die Beobachtung der Nähe zu; die Augen müssen ununterbrochen wandern, um alles Auffällige festzuhalten. Sollte es anders fesseln können, so muß es die Natur sein, die wie ein aufgeschlagenes Buch unten liegt und willig alle Schönheiten offenbart. Wohl mischt sich in diese Empfindungen dann auch eine stille Bewunderung vor den Fortschritten der Technik, die uns die Erfüllung des alten Sehnsens der Ähnen brachte.

Ein Stoß von dem erprobten Flieger in den Rücken bedeutet stets eine Überraschung, und als ich mich umdrehe, zeigt sein Hinweis auf den Tourenzähler eine recht unangenehme Lage. Anstatt seine pflichtgemäßen 1400 Touren zu machen, geht der Motor auf 1200 zurück. Wo mag der Fehler stecken? Alle Pumpen werden nachgearbeitet. Der Tourenzähler springt wieder hoch, um sofort nachzulassen. 1000, 900 Touren, und rapid geht's auf 700 zurück. Der Luftzug schneidet uns Kühlwasser ins Gesicht und zeigt uns damit die Fehlerquelle: Ein Geschloß hatte den Kühler oder ein Wasserrohr getroffen.

Blitzschnell heißt's überlegen. Höhe 1500 Meter, mindestens 30 Kilometer von der deutschen Linie entfernt, unter uns feindliche Truppen, die fortzöhren, uns zu beschießen. Bei einer Höhe von 1500 Meter dürfte der Apparat im Gleitflug noch ca. 12 Kilometer zurücklegen, hinzu käme die noch übrige motorische Kraft. Wohin? — ruft der Führer, und sofort deute ich auf die südwestlich von uns liegenden großen Wälder. Nun, da der Motor schweigt, dringt der Kanonendonner deutlich an unser Ohr.

Während des Gleitfluges machen wir uns fertig für die Überraschungen, die unten unserer harren werden. Die schweren Hilztiefel werden ausgezogen, die Karten eingesteckt, ebenso Stoppuhr, Barometer und Kompaß. Der für Eventualitäten stets mitgeführte kleine Rucksack wird zugebunden, der Mundungsgeschoner des Karabiners abgenommen und die Sturmstreichhölzer bereitgelegt, denn es ist erste Pflicht, den Apparat nicht in Feindeshände fallen zu lassen.

Höhe 500 Meter. Der bereits festgestellte Motor rasselt stark und gibt sein Bestes her. Unten galoppieren uns Reiter nach und schießen auf uns; unwillkürlich erinnere ich mich des bekannten Kriegsbildes „Ballonverfolgung“ eines phantastie-vollen französischen Meisters. Unter uns eine Kirche, um die eine Gruppe Leute stoßen und uns erstaunt nachsehen. Nun wird der Landungsplatz herausgesucht. Hinter dem Wald, den wir niedrig überfliegen, liegt eine Schöpfung, die ein Flöhen durchzieht, dann wieder ein großes Waldstück. Ich rufe dem Führer zu, auf der anderen Seite des Flöhen zu landen, und, prächtig abgefangen, setzt der Gindecker in den halbhohen Ähnen der Schöpfung auf und steht.

Aus der Kriegszeit.

Das alte und das neue Peking. Den schmerzlichen Eindruck, den der Kenner des alten Peking empfängt, wenn er das neue, von Grund aus umgewandelte besucht, schildert Graf Vay von Vaha und zu Łusfod in einer ausführlichen Darstellung der heutigen Stellung Ostasiens, die er in dem Zuhilfenahme der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht. Von der eindrucksvollen Größe und künstlerischen Schönheit, die die Hauptstadt des ungeheuren Reiches der Mitte ehemals besaß, spricht folgendes Bild von einem früheren Besuch: „Welch wunderbarer Anblick, diese merkwürdige Stadt! Von der Außenmauer führt eine breite Straße durch das sogenannte Tatarenviertel und die Kaiserstadt bis zum großen Tor der inneren Stadt, die in einem Rechteck von breiten Wassergräben liegt. Vier gewölbte Marmorböden führen zu den vier Toren. Die ausgezogene Mauer, die pagodenähnlichen Türme der Bastionen, die Bögen der Brücken, alles ist mit schönem, hellen Stein in der von Gelehrten streng vorgeschriebenen Weise verziert. Mauern, Gräben, Türme und Paläste wiederholen sich in allen Teilen des riesigen Bezirks; die Mauern eines jeden Gebäudes sind rot bemalt, und die hohen Dächer sind mit gelben Ziegeln bedeckt. Jedes Detail dieser Wohnhäuser, bis zum winzigsten Ornament, hat irgend eine symbolische oder mythische Bedeutung. So findet man zum Beispiel am Eingang stets die Schutzmauer, die die Tradition für das Aussperren der bösen Geister vorschreibt, und das Dach des Hauses muß niemals höher sein, als irgend ein Kobold fliegen könnte. Den Mittelpunkt der inneren Stadt bildet der wunderbar geschmückte, von einem prachtvollen Baldachin überdachte Thronsaal. Von hier geht jeder wichtige Schritt aus, und hierher führt jeder Weg. Er ist der Brennpunkt der Hauptstadt, das Herz des Kaiserreiches, aber er ist verbotes Gebiet. Der Mann, der seinen Fuß in den Thronsaal setzt, verwirkt sein Leben, so heilig und so geweiht ist dieser Raum. Ich kann die Tatsache kaum glauben, daß ich in dem Sanktuarium stehe, in dem bis vor kurzem niemals fremde Füße ihre Spur abgedrückt haben, und ich blide mich mit eifrigem Interesse um. Die Anlage dieses einzigartigen Baues ist höchst eindrucksvoll. Die vergoldeten Wände, die breiten Treppen, die marmornen Terrassen, die Wallgräben und die überall vorhandenen Brücken — das alles wirkt zusammen, eine Szenerie von imponierender Großartigkeit zu bilden. Jeder, der sich dem Thron zu nähern wünscht, muß durch alle fünf Städte, durch die sieben Tore und über die sieben Brücken von Peking gehen, und selbst wenn man die kaiserliche Residenz erreicht hat, so sind noch fünf Höfe und fünf Hallen zu durchqueren, ehe man an den Thron gelangt. Nirgends sonst habe ich den Gedanken der Majestät so gewaltig verkörpert gesehen, weder in dem riesenhaften Palast des Zaren aller Reichen, noch an den glänzenden Höfen indischer Fürsten, noch selbst in dem wundervollen Meinod des „Not Sobek“ in Versailles, und nirgends ist sonst die Allgewalt eines Herrschers in solchem wahrhaft königlichen Maß verherrlicht.“ Mit diesen Erinnerungen an die wundervolle Stimmung des alten Peking wandert der Verfasser durch das Labyrinth der enlosen Straßen, und der heutige Anblick erfüllt ihn mit Trauer. „Überall Ruinen“, schreibt er, „oder, was noch schlimmer, Neubauten von abstoßender Häßlichkeit. Das unschönste Viertel ist zweifellos dasjenige der Gesandtschaften, ein Gemenge von allerlei Stilen und Arten. Man fragt sich, wo die Stellvertreter der Mächte ihre Architekten aufgestöbert haben, wor noch sonst die Pläne zu diesen anspruchsvollen und überladenen, wappengeschmückten Gebäuden verfertigt haben kann. Die sogenannte Chinesenstadt, das ehemalige prächtige Handelsviertel mit seiner schimmernden Außenwelt und den von einer Menschenmenge belebten Straßen, hat viel von seiner Lokalfarbe verloren. In den herrlichen Anlagen des Himmelstempels, eines einzigartigen Bauwerkes von gewaltigem Eindruck, hat ein Sportklub Tennisplätze angelegt, und gegenüber, an der anderen Seite der Hauptstraße, in der Umgebung des Tempels der Erde, hat einer mit alten schönen Rahmen geschmückten Erhöhung, wo der Kaiser seine alljährlichen Erntedankopfer darbrachte, ein äußerst geschmackloser Pavillon von Eisenblech errichtet worden, in dem die neue Militärkapelle ihre Wiener Wägen und Operettenlieder ertönen läßt.“ Auch in der äußeren Erscheinung der Menschen ist die unbefriedigende Veränderung

Wahrzunehmen. Der Präsident Van-Eschikai sieht zwar in seiner heutigen etwas phantastischen Generalsuniform noch immer sehr massig aus, aber das Fehlen der majestätischen Weite der Nationaltracht nimmt alle Feierlichkeit. Einen guten Geschmack haben die, die die gegenwärtigen Uniformen entwarfen, überhaupt nicht bewiesen. Man kann die lächerlichsten und wunderlichsten Gewänder bestaunen. „Ohne jeglichen Sinn, ohne die sozialen und klimatischen Verhältnisse in Betracht zu ziehen, wurden Bekleidungen vorgeschrieben, die ebenso unbequem wie häßlich sind. Sie sollten, wie die Behörden behaupten, ein zivilisiertes Aussehen verleihen. Nichts kann den Geist dieser traurigen, im allgemeinen sehr überflüssigen Änderungen besser kennzeichnen, als die Färbung der Republik. So prächtig die alte kaiserliche Standarte mit dem herabdrückenden, goldenen Dach sich ausnahm, die jetzige, mit den die fünf Provinzen bedeutenden Streifen in Rot, Grün, Gelb, Blau und Weiß, wirkt wie eine Carlsinade. Seit meiner Ankunft sehe ich immer klarer, daß die Neuerungen sich hauptsächlich auf Unkerlichkeiten beziehen. Alles zur Schonstellung Bestimmte ist gänzlich umgewälzt worden. Man hat sich bemüht, auszumergen, was an die Vergangenheit erinnert. Als ob man alles vergessen machen wollte, was groß und schön war, im Gefühl der Unfähigkeit, sich zu der Höhe der Verfahren zu erheben.“

Die alten Stiefel in der Kriegszeit. „Haben Sie jemals darüber nachgedacht — fast nehme ich Anstand, an diese hochansehnliche Versammlung eine so leberne Frage zu richten — haben Sie jemals darüber nachgedacht, was aus den alten Schuhen und Stiefeln wird, die wir alljährlich wegstellen?“ Weit mehr als einst die hochgelehrte Versammlung von Naturforschern und Philosophen, die der große Chemiker August Hofmann in einer festlichen Rede mit diesem Seitenblick ins tribiale Alltagsleben überraschte, interessiert uns heute, wo die Wiedererfindung aller Abfälle ein wichtiges wirtschaftliches Problem bildet, diese auf den ersten Anschein mehr unterhaltende Frage recht ernsthaft. Wenn bei einer Einwohnerzahl von rund 4 Millionen in Groß-Berlin auf den Kopf jährlich nur ein Stüd Schuhzeug „ausgemustert“ wird, so ergibt das einen Berg von altem Leder und schiefen Absätzen, dessen Größen- und Gewichtsverhältnisse die überall zahlreichen, für phantastische Zahlen schwärmenden Stammtischliteratur in einer ihrer zahlreichen Museen ausrechnen mögen. . . . Ohne Scherz: es handelt sich, wie man auf der Stelle sieht, um geradezu riesige Materialwerte, deren weiteres Geschick vor allem in der Epoche des Wirtschaftskrieges nicht gleichgültig sein kann. Es ist ein Stüd Phosphorie des Müllkastens, das hier angeschnitten wird. In den schönen Tagen des fatten Friedens wanderte ein ausgemustertes Stiefelpaar gewöhnlich erst in den Besitz eines „armen Reisenden“, der es dann in der Herberge, in Berlin in der „Palme“, dem städtischen Asyl für Obdachlose oder im „Kaffee Dalles“ — einer von der fragwürdigen Zunft des halbdunklen Berlin bevorzugten Volksspeisehalle des Nordens — für effliche Groschen „verschärft“, die dann nach einem Naturgesetz, das das Leben auf der Walze regiert, in Schnaps umgewandelt wurden. . . . Der Stiefel aber tat irgend einem Allereinsten seine Schuldigkeit, bis er auch den bescheidensten Ansprüchen nicht mehr genügte und verächtlich weggeworfen wurde. Viele gehen vorüber, achlos mit dem Blick das verzugierende Element am Wege streifend — sie ahnen ebenso wenig wie die zahllosen Hausfrauen, die heute mangels der früheren Wollernachfrage das (aus Sparfamkeitsgründen viel weiter „aufgetragene“) Schuhzeug dem alles verschlingenden Müllkasten überantworten, daß diese alten Stiefel wie der König aus der Asche, buchstäblich so, eine wunderbare Auferstehung erleben, daß schöne Frauen vielleicht einmal die „Quintessenz“ dieser elenden Daberkumpen in strahlender Farbenpracht an ihren Gewändern tragen werden. . . . Im feurigen Prozeß nämlich vollzieht sich die Läuterung der überall sorgfältig gesammelten Stiefelruinen. Langsam geröstet, werden sie zu einer „Schlappkohl“ genannten Masse, die, mit Eisen und Potasche geschmolzen, als sogenanntes gelbes Blutlaugensalz aus dem Schmelztiegel des Fabrikanten hervorgeht. Noch ein Prozeß, der zum zweitenmal Eisen zuführt — und eine der prachtvollsten und berühmtesten technischen Farben ist fertig, das „Berliner Blau“, das sich allen Wollwerverbern zum Troste sieghaft behauptet. Aber das Blutlaugensalz, die vorletzte Station auf dem merkwürdigen

Wandlungswege der alten Stiefel, wird noch in anderer Weise industriell außerordentlich wichtig: der große Dieb hat eine einfache Methode gelehrt, es in Hyantallum überzuführen, das gennetweise für den Prozeß der gasbanischen Versilberung und Vergoldung Anwendung findet, und der Chemiker Scheele hat durch Blutlaugensalzerperimente die Blausäure entdeckt, die im Französischen und Englischen noch immer „Preußische Säure“ heißt. Alles das spielt jetzt in der chemischen Industrie eine große Rolle. Alte Stiefel sind, wie man sieht, eine wirtschaftlich noch recht wertvolle Sache und dürfen also vollauf beanspruchen, wo Mars die Stunde regiert, etwas rücksichtsvoller angesehen zu werden, als es sonst im täglichen Leben üblich war. Viele Leute haben die komische Angewohnheit, ausgemustertes Schuhzeug zu verbrennen, obwohl das stets nur unvollkommen gelingt und für die Gemüthsnerben nicht besonders erfreulich ist. Sie mögen aus dieser Stiefelplauderei die Hamletweisheit mit auf den Weg nehmen, daß das ein Brauch ist, von dem der Bruch mehr ehrt als die Befolgung.

Türkische Telephonistinnen. Daß der Telephondienst in Konstantinopel von Damen versehen wird, darf man wohl als ein bedeutames Zeichen der Zeit ansprechen, denn es offenbart sich darin ein Fortschritt in der Stellung der mohammedanischen Frau, wie man ihn noch vor zehn Jahren für ganz unmöglich gehalten hätte. Die Frau, die nach den Geboten des Islam streng von der Öffentlichkeit ferngehalten werden muß und hinter vergitterten Fenstern ihr Leben verbringen soll, ist so direkt in den Dienst der Öffentlichkeit gestellt, nimmt tätigen Anteil an der Ausbreitung des modernen Geistes in der Türkei. Seit einiger Zeit haben ja die abendländischen Ideen in der türkischen Frauenwelt Wurzeln geschlagen; eine gemäßigete Frauenbewegung hat eingesetzt, die für eine gewisse Freiheit und für eine bessere Erziehung des weiblichen Geschlechtes eintritt. Aber wenn die Mädchen nun auch in Schulen gingen, einzelne gebildete Damen als Schriftstellerinnen tätig waren und eine Frauenzeitschrift gründeten, so lag doch der Gedanke, die Frau als Telephonistin mitten ins Leben hineintreten zu lassen, noch sehr fern. Gab es doch bis vor ein paar Jahren überhaupt noch kein Telephon in Konstantinopel! Als aber nun die Telephonanlagen geschaffen wurden, da trat auch der Gedanke einer Beschäftigung von Frauen, der ja in allen andern Ländern beim Telephondienst Anflug gefunden hatte, immer stärker hervor, und das schwächere Geschlecht siegte schließlich über all die Hindernisse, die uralte Sitte und strenger Glauben ihm in den Weg legten. Heute liegt der Telephondienst zum größten Teil in den Händen von türkischen Damen. Es wurde eine Schule für Telephonistinnen in Konstantinopel eingerichtet und eine ganze Anzahl von Telephonistinnen ausgebildet. Die Damen bewährten sich vorzüglich, und die oberste Aufsicht über die Zentrale von Stambul hat jetzt eine Dame, Fräulein Osman. Viel Kopfzerbrechen bereitete die Kleiderfrage. Die türkische Frau muß ja ihr Haar stets verborgen tragen, denn es ist ein Zeichen von Unmoral, wenn sie dem Blick eines Mannes auch nur das kleinste Stückchen ihres Haares preisgibt; sie trägt daher den „Charschaf“, ein langes dunkles Tuch, das über den Kopf gebreitet ist, und einen schweren Schleier. Für die Telephonistinnen aber wäre diese nationale Tracht zu unpraktisch gewesen, und so gestattete ihnen denn die oberste Behörde, daß sie sich als Kopfbedeckung mit dem „Waskiorta“, einem weißen Schal, begnügen. Die Türlinnen bewährten sich vortrefflich in ihrem Dienst und standen mit den abendländischen Installateuren und obersten Telephonbeamten in bestem Einvernehmen. So manchem getreuen Muselmanen aber wollte diese Tätigkeit türkischer Frauen garnicht gefallen. Das kam zum humoristischen Ausdruck bei einem Ausflug, den kurz vor dem Kriege die türkischen Telephonistinnen von der Station auf der Insel Galhi im Marmara-Meer mit den christlichen Herren der Station veranstalteten. Man hatte sich vergnügt zu einem Pikanid im Freien zusammengefunden, als ein Polizist erschien und den Türlinnen im strengsten Ton anbefahl, an gesonderten Tischen Platz zu nehmen und den Herren den Rücken zu kehren, wie es Mohammeds Gebot sei. Sie mußten sich wohl oder übel diesen Anordnungen fügen, da der türkische Polizist ja für die Aufrechterhaltung der Weisungen des Koran zu sorgen hat. Immerhin aber ist mit der Einführung des Telephons in der Türkei zugleich ein wichtiger Fortschritt der türkischen Frauenbewegung zu verzeichnen.